

Günther Chaloupek

Kleine Geschichte des ökonomischen Denkens¹

Bücher über die Entwicklung der nationalökonomischen Wissenschaft haben üblicherweise einen Umfang von mehreren 100 Seiten. Die neueren Werke dieser Art werden meist nicht mehr von Einzelpersonen verfasst, sondern sind als Kompendien Koproduktionen mehrerer Autoren. »Eine Geschichte des ökonomischen Denkens auf 128 Seiten? Unmöglich! Oder doch nicht?«, fragt Heinz Kurz im Vorwort seines Parforceritts durch die Geschichte des ökonomischen Denkens, denn er ist sich des Schwierigkeitsgrads seiner Aufgabe bewusst.² Als Beispiel für einen gelungenen Versuch nennt der Autor Joseph Schumpeters 1914 im ersten Band des von Max Weber herausgegebenen *Grundriss der Sozialökonomik* erschienenes Essay »Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte«, der allerdings fast doppelt so lang ist und seit dessen Veröffentlichung weitere 100 Jahre Theorieproduktion hinzugekommen sind. Später wurde in ähnlichen Kurzdarstellungen versucht, die Fülle des Stoffs durch engere zeitliche Begrenzung oder durch Konzentration auf einen bestimmten Aspekt der Theorieentwicklung fassbar zu machen. Claudio Napoleonis *Grundzüge der modernen ökonomischen Theorien*³ beschränkt die Darstellung auf die Zeit seit der Veröffentlichung der Hauptwerke des Marginalismus, also auf die Periode seit 1870. In ihrer *Economic Philosophy* stellt sich Joan Robinson die Aufgabe, für ihre Wissenschaft, die sich auf den beiden Beinen von »untested hypotheses« und »untestable slogans« hinkend fortbewegt, ideologische und wissenschaftliche Gehalte auseinanderzusetzen.⁴

Kurz' Herangehensweise an den Stoff könnte man am besten zusammenfassend als komplementär zu jener Joan Robinsons charakterisieren. Während diese dem Sinngehalt grundlegender allgemeiner Konzepte und Begriffe wie Wert, Nutzen, Gleichgewicht kritisch nachgeht, legt Kurz den Fokus auf die Darstellung der Entwicklung einer Vielfalt analytischer Theoriekonzepte unterschiedlicher Reichweite, die – mit aller gebotenen Knappeit – auch auf Schlüssigkeit und Realitätsgehalt sowie auf ihre wirtschaftspolitische Brauchbarkeit hin diskutiert werden.

Angesichts der Fokussierung auf die Entwicklung der analytischen Theorie ist es verständlich, dass die frühen Formen ökonomischen Denkens von den Griechen bis

1 Kurz 2013.

2 Heinz Kurz ist Inhaber des Lehrstuhls für Volkswirtschaftslehre der Universität Graz und hat bereits mehrere theoriegeschichtliche Werke herausgegeben, darunter die *Klassiker des ökonomischen Denkens* (Kurz 2008). Er ist Mitgründer und Herausgeber des *European Journal of the History of Economic Thought*, das bei Routledge/London erscheint.

3 Napoleoni 1968 (Originalausgabe in Englisch von 1963).

4 Robinson 1963, S. 23.

zu den Merkantilisten nur schlaglichtartig behandelt werden und der Verfasser daher die Geschichte des ökonomischen Denkens mit den englischen Klassikern und ihren Vorläufern beginnen lässt, die zuerst die Wirtschaft als ein Gebilde begriffen hatten, das eigenen Gesetzmäßigkeiten gehorcht.⁵ Etwa 100 Jahre lang – von Adam Smiths *Wealth of Nations*⁶ bis zum Aufkommen von Marginalismus und Grenznutzentheorie – prägten die Theorien der englischen Klassiker das ökonomische Denken. Die allmähliche Durchsetzung der neuen Denkweise, die Verwandlung der Smith'schen »political economy« (Adam Smith nannte seine Arbeit auch bereits »politische Ökonomie«) in die »economics« genannte Wissenschaft Alfred Mar-shalls, vollzog sich im Zeichen von Kontinuität wie auch Diskontinuität. Von den von Kurz aufgezählten Hauptcharakteristika des klassischen Denkens besteht vor allem hinsichtlich der Auffassung von Wirtschaft als »sich selbst regulierendes, homöostatisches System«, mit der auch »das Konzept des Gleichgewichts in die Vorstellungswelt der Ökonomen Einzug hält«,⁷ Kontinuität – auch bezüglich der Bedeutung von Warenproduktion durch private Unternehmungen, deren Entscheidungen durch freie Preisbildung auf internationalen Märkten koordiniert werden. Methodisch brachte die neue Richtung eine sich immer weiter verstärkende Hinwendung zu dem schon von Ricardo praktizierten Denken in modellhaften Abstraktionen, mit der Mathematisierung als logischem nächsten Schritt.

Die Bruchstellen zwischen der klassischen Schule und dem marginalistischen Denken im analytischen Bereich sind am deutlichsten in der Preistheorie und in der Verteilungstheorie. Die klassische Erklärung der Preise durch die Produktionskosten – der Produktionspreis als »natürlicher Preis« – wird ersetzt durch die Erklärung von der Nachfrageseite, durch die unterschiedliche Dringlichkeit der subjektiven Konsumbedürfnisse (sinkender Grenznutzen), aus der Alfred Marshall die fallenden Nachfragekurven ableitete. Ganz in Analogie zur Konsumtheorie wird die Angebotsseite modelliert: Mit der Zunahme der produzierten Menge eines Gutes steigen die Kosten überproportional (sinkende Ertragszuwächse).⁸ Dem Grenznutzen entspricht die Grenzproduktivität der Faktoren »Arbeit« und »Kapital«, wobei diese Erklärung vor allem beim Kapital auf erhebliche (Definitions-)Schwierigkeiten stößt. Die Folgen dieses Wechsels der Sichtweise zeigen sich bei der Theorie der Einkommensverteilung. Adam Smith und David Ricardo (und Karl Marx) bestimmten die Profitrate und die Preise auf der Grundlage eines gegebenen Systems der Produktion und eines durch die Reproduktionskosten der Arbeitskraft gegebenen Reallohns. Die Grenzproduktivitätstheorie erklärt alle Einkommen aus ihrer relativen Knappheit und »entpolitisiert« damit die Verteilungsfrage.

5 Kurz 2013, S. 25.

6 Smith 1776.

7 Kurz 2013, S. 26.

8 Allerdings räumte Marshall in diesem Punkt ein, dass für weite Bereiche der Produktion von konstanten Kosten je produzierter Einheit ausgegangen werden kann, sodass die klassische Theorie hier nur um die Konsumseite zu ergänzen ist und die Nachfrage für die Menge, nicht aber für die Höhe des Preises relevant ist.

Auf den ersten Blick weniger deutlich sichtbar, aber deswegen nicht weniger folgenreich ist der Unterschied bei den grundlegenden Konzepten des handelnden Akteurs und der Konkurrenz: Der *homo oeconomicus* erobert die Bühne der neuen Theorierichtung. Während David Hume und auch Smith den Menschen als eine »Ansammlung von Widersprüchen« bezeichnet hatten, arbeitet die neue Theorie nun »mit geradlinigen, schllichten Charakteren«, die immer ihren Nutzen beziehungsweise Gewinn maximieren.⁹ Wenn die Klassiker den Begriff Konkurrenz als Prozess verstanden, in dem Firmen um möglichst große Absatzmengen und Marktanteile kämpfen, und somit Freiheit der Konkurrenz die Abwesenheit von Markt-zutrittsbeschränkungen, Preisabsprachen und Monopolen bedeutet, tendiert ein wachsender Teil der Vertreter der neuen Theorie immer mehr dazu, Märkte abstrakt als Mechanismen der Gleichgewichtsbildung zu behandeln. Das Wirken der unsichtbaren Hand, welches aus der Verfolgung der Einzelinteressen gesamtgesellschaftlichen Nutzen entstehen lässt, wurde von den Klassikern explizit an die Bedingung geknüpft, dass »menschliche Institutionen idealerweise so eingerichtet sind, dass sie das Eigeninteresse dazu zwingen, in Richtungen zu wirken, in denen es segensreich ist«.¹⁰ Mit der zunehmend abstrakten Sicht auf den Markt als reines Modell wurde daraus eine mehr und mehr implizite Annahme, deren Begründung man glaubte sich ersparen zu können.

Einen Fundamentalsatz der schottischen Sozialphilosophie betont Kurz besonders: »[M]enschliches Handeln zeitigt gesamtwirtschaftliche Konsequenzen, die vom Einzelnen weder beabsichtigt noch vorhergesehen werden können«.¹¹ Das Bewusstsein dieser Einsicht wird schwächer, je mechanistischer die Betrachtungsweise der Wirtschaft als System wird. Erst Frank Knight und John Maynard Keynes haben die Frage der »Unsicherheit« der Zukunft wieder ernst genommen.

Von den auf dem Marginalismus beruhenden Denkrichtungen zeichnet Kurz im Folgenden die auf Léon Walras (Genf) und die auf Alfred Marshall (Cambridge) aufbauenden »neoklassischen« Strömungen detailliert nach, während die sich auf Carl Menger und heute vor allem auf Friedrich August Hayek berufenden Schule der »Austrian economics«, ihrem Selbstverständnis nach eine Alternative zur Neoklassik, nur am Rande erwähnt wird.

Für Walras war die Frage des allgemeinen Gleichgewichts, also der gleichzeitig stattfindenden Bildung von Preisen und Mengen für alle Güter und produktiven Leistungen auf allen Märkten, zentral. Er formulierte sie in Form eines Systems von Gleichungen und gab damit der Mathematisierung der ökonomischen Wissenschaft einen starken Impuls. In seiner Vorstellung von »reiner Wissenschaft der Ökonomik« ging er weit über das bis dahin übliche Maß von Abstraktion bei der Modell-formulierung hinaus, zum Beispiel mit seiner Annahme eines »tâtonnement-Prozesses«, in welchem Märkte simuliert werden: Alle Anbieter und Nachfrager auf allen Märkten wiederholen so lange ihre Gebote, bis ein Gleichgewicht auf allen Märkten

9 Kurz 2013, S. 51.

10 Edwin Cannan, zitiert bei Kurz 2013, S. 32.

11 Kurz 2013, S. 24.

erreicht ist – erst dann finden die Tauschvorgänge statt. Walras' Zuversicht, dass der Prozess immer zu einem allgemeinen Gleichgewicht konvergiert, sollte sich jedoch nicht ohne Weiteres bestätigen.

Marshall betont ebenfalls die hohe Komplexität des Systems Wirtschaft mit seinen allseitigen Interdependenzen, plädiert aber aus pragmatischen Gründen dafür, sich primär dem »Studium einzelner Märkte zu widmen und dabei die Preise aller sonstigen Güter und produktiven Leistungen als gegeben und konstant anzunehmen« – für die Methode partieller Gleichgewichte.¹² Marshall führte darüber hinaus die explizite Unterscheidung von kurz- und langfristiger Betrachtung in die ökonomische Analyse ein. Zahlreiche Konzepte Marshalls und seines Nachfolgers Arthur C. Pigou wurden zu wichtigen Instrumenten des auch heute noch gängigen Werkzeugkastens von Wirtschaftstheorie und -politik. So etwa beruhen Kernsätze der Umweltpolitik auf Piggos Behandlung negativer und positiver externer Effekte einzelwirtschaftlichen Optimierungsverhaltens.

Marshall unterschätzte die Begrenztheit der Aussagekraft der Partialanalyse. Piero Sraffa wies in seiner 1925 erstmals veröffentlichten Kritik darauf hin, dass die Veränderung der Produktionsmenge einer Industrie mit variablen Kosten die Kosten von Firmen anderer Industrien verändert. Weiters ist der Fall von mit der Menge immer weiter sinkenden Produktionskosten, zum Beispiel in sogenannten Netzwerkindustrien, keine irrelevante Ausnahme. Der Analyse von Monopol- und Oligopolbildungen widmete sich die Theorie des »unvollkommenen« (Joan Robinson) beziehungsweise monopolistischen Wettbewerbs (Edward Chamberlin). Das Schema, mit dem Walter Eucken verschiedene Marktformen und Wirtschaftsordnungen unterscheidet und klassifiziert, diente ihm später auch als wichtige Grundlage des Konzepts der Sozialen Marktwirtschaft.

Von den Seitenästen beziehungsweise Parallellinien der Theorieentwicklung behandelt Kurz näher Marx und Schumpeter. Während Marx aufgrund seiner politischen Orientierung und seiner Außenseiterposition (und der seiner Nachfolger Rudolf Hilferding, Rosa Luxemburg, Otto Bauer) gegenüber den Universitäten nur indirekt auf die Theorieentwicklung einwirkte, war Schumpeter immer bemüht, seine *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*¹³ so zu formulieren, dass sie mit dem Korpus der neuen, marginalistischen Theorie verträglich sein sollte. Dass diese Hoffnung nicht aufging, ist vor allem mit der zunehmenden Dominanz der Walrasianischen Richtung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu erklären – paradox erscheint in diesem Licht die lebenslange Faszination Schumpeters für den Walras'schen Ansatz.

Keynes, für Kurz »der einflussreichste Ökonom des 20. Jahrhunderts«,¹⁴ revolutionierte mit seiner *General Theory of Employment, Interest and Money*¹⁵ das ökonomische Denken und wurde damit auch zum Begründer der modernen Makro-

12 Ebd., S. 68.

13 Schumpeter 2006 [1912].

14 Kurz 2013, S. 89.

15 Keynes 1936.

ökonomie, auf der seit dem Zweiten Weltkrieg die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung (VGR) und darauf aufbauend die Wirtschaftspolitik der Industrieländer beruht. Mit seiner Kreislaufanalyse konnte Keynes demonstrieren, dass Arbeitslosigkeit – im Gegensatz zur neoklassischen Sicht – nicht nur Folge hoher Reallöhne ist und dass Nominallohnsenkungen kein geeignetes Mittel zur Herstellung der Vollbeschäftigung sind. Sie können eine generelle Deflation nach sich ziehen, die wiederum zu einer Schuldenkrise führt mit Firmen- und Bankenzusammenbrüchen, die in der neoklassischen Welt nicht vorkommen. Eine weitere zentrale Konklusion von Keynes' Theorie war, dass die Investitionen primär von der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage bestimmt werden (Prinzip der effektiven Nachfrage), dass Veränderungen des Zinssatzes nicht notwendigerweise das Gleichgewicht von (geplanten) Ersparnissen und Investitionen herstellen und dass daher gesamtwirtschaftliche Ungleichgewichtszustände eher wahrscheinlich sind als ein Gleichgewicht bei Vollbeschäftigung. Keynes legte damit die Grundlagen einer dynamischen (im Unterschied zu einer komparativ-statistischen) Analyse. Eine formale Wachstumstheorie entwickelte er selbst nicht, sie wurde dann von Roy F. Harrod und Evsey D. Domar in Weiterentwicklung Keynes'scher Gedankengänge begründet.

In der Nachfolge von Keynes entwickelten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei Strömungen: die neoklassische Synthese (»mainstream«) und der Post-Keynesianismus. Die neoklassische Synthese machte das Unterbeschäftigungs-gleichgewicht erneut zum Ausnahmefall und drehte so die Beweislast für die Ursachen von Arbeitslosigkeit wieder um. Seit den 1950er Jahren gewann auch die Walrasianische Allgemeine Gleichgewichtstheorie immer mehr Einfluss auf akademischem Boden. Ein Endprodukt dieser Entwicklung ist die sogenannte Theorie der rationalen Erwartungen.

Die mathematische Allgemeine Gleichgewichtstheorie (Kenneth Arrow, Gérard Debreu) konnte schließlich die Existenz eines solchen Zustands im Zeitpunkt und intertemporal nachweisen, allerdings unter Bedingungen, welche der Realität der Marktwirtschaft nur in seltenen Ausnahmefällen entsprechen. Frank Hahn nannte daher das allgemeine Gleichgewicht ein Unmöglichkeitstheorem: »Jenseits des Gültigkeitsbereichs der Annahmen sind Aussagen über die Existenz von Gleichgewichten nicht möglich und die Theorie trägt wenig zur Entschlüsselung der Wirklichkeit bei«.¹⁶ Die sogenannte »neuklassische« Theorie arbeitet unabirrt mit Annahmen, dass zum Beispiel alle Märkte immer geräumt werden, die Akteure die Zukunft abgesehen von Schocks korrekt voraussehen (rationale Erwartungen), alle Arbeitslosigkeit freiwillig ist etc. Es werden zwar nicht alle Erwartungen immer bestätigt, aber zumindest die Risiken der Abweichungen sind nach statistischen Wahrscheinlichkeiten kalkulierbar.

Diese Schule hat sich als akademischer Mainstream etablieren und bis heute behaupten können, der zumindest indirekt mit der These von den immer effizienten Finanzmärkten eine starke Wirkung auch auf die Politik ausübte. Die Post-Keynesianer blieben diesem Mainstream gegenüber in einer Außenseiterposition. Sie können sich freilich durch die 2008 ausgebrochene Krise bestätigt fühlen in der

16 Kurz 2013, S. 112.

Annahme, dass eine – von Keynes immer betonte – »fundamentale« Unsicherheit im Wirtschaftsleben besteht, die nicht statistisch kalkulierbar ist. Ein durchgreifender Wandel in der akademischen Lehre als Reaktion auf dieses Scheitern der herrschenden Theorie ist allerdings derzeit nicht erkennbar.

Heinz Kurz' Geschichte des ökonomischen Denkens geht unter dem Hauptaspekt der analytischen Theorie auf eine Vielzahl weiterer Themen ökonomischer Theoriebildung ein. Dabei leitet ihn ein Selektionsprinzip, das dazu führt, dass Institutionismus, Historische Schule und Österreichische Schule nur am Rande behandelt werden. Es ist das Selektionsprinzip des »Mutes zur Lücke«, zu der sich der Autor im Vorwort ausdrücklich bekennt, dem man sich angesichts der Vorarbeiten des Autors zur Geschichte des ökonomischen Denkens gerne anvertraut.

Kurz ist mit Bewertungen zurückhaltend, lässt aber den Leser nicht im Zweifel darüber, dass er die neoklassische Theorie der rationalen Erwartungen – »macro-economics of Dr. Pangloss« – als Irrweg betrachtet. Dass so viele an Universitäten lehrende Ökonomen dieser Richtung gefolgt sind oder zumindest so tun, als nähmen sie sie ernst, erklärt Kurz in aktueller Analogie zu den Finanzmärkten mit dem Herdenverhalten, das auch in der Wissenschaft zu finden ist. Kurz bringt hier beträchtliche Skepsis gegenüber der Rationalität des Wissenschaftsbetriebs in der Ökonomie zum Ausdruck. Sie erscheint insofern plausibel, als die Krise der Ökonomie als Wissenschaft derzeit immer noch hauptsächlich von außen diagnostiziert wird. Am Ende seines Buchs äußert er daher die Hoffnung, dass die Befassung mit der Geschichte des ökonomischen Denkens die Resistenz gegen Aberglauben, Hysterie und Begeisterung erhöht.

Literatur

- Keynes, John Maynard 1936. *General theory of employment, interest and money*. London: Macmillan and Co.
- Kurz, Heinz D. Hrsg. 2008. *Klassiker des ökonomischen Denkens*. München: C. H. Beck.
- Kurz, Heinz D. 2013. *Geschichte des ökonomischen Denkens*. München: C. H. Beck.
- Napoleoni, Claudio 1968. *Grundzüge der modernen ökonomischen Theorien*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Robinson, Joan 1963. *Economic Philosophy*. New York: Anchor Books.
- Schumpeter, Joseph 2006 [1912]. *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Smith, Adam 1776. *An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations*. London: Strahan and Cadell.

Zusammenfassung: Die Geschichte des ökonomischen Denkens von Heinz Kurz gibt auf 128 Seiten einen gerafften Überblick über die Entwicklung zentraler analytischer Konzepte und grundlegender Paradigmen vom Merkantilismus bis in die Gegenwart. Kontinuität und Wandel der nationalökonomischen Wissenschaft von den englischen Klassikern über die marginalistische »Revolution« zur heute dominanten Neoklassik und zur Keynes'schen Makroökonomie werden dargestellt und kritisch bewertet.

Stichworte: Geschichte der ökonomischen Theorie: allgemein, Klassik, Neoklassik, Makroökonomie

A short history of economic thought

Summary: Heinz Kurz's book on the history of economic thought is a concise, 128 page survey of the evolution of central analytical concepts and fundamental paradigms from mercantilism to the present. Continuity and changes in economics from the English classics through the marginalist »revolution« to today's dominant neoclassical mainstream and Keynes' macroeconomics are portrayed and critically evaluated.

Keywords: history of economic thought: general, classical, neoclassical, macroeconomics

Autor

Dr. Günther Chaloupek
em. Mitglied des Direktoriums
der österreichischen Bundesarbeitskammer Wien
www.chaloupek.eu

Leviathan, 42. Jg., 1/2014